Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 13

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639262

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 28. März 1936

Gandria. Von Edgar Chappuis.

Wo des Ceresios dunkelblaue Wellen
Wie tändelnd mit dem grünen Ufer spielen,
Liegt Gandria, das märchenschöne Dörfchen,
Träumt seinen Traum von Süden und von Sonne.

Durch enge Gäßlein huschen dunkle Schatten
Von Haus zu Haus und flüstern sich Geschichten
Von alten Zeiten zu, die längst vergangen.
Die Kirche horcht, und leise klingt die Glocke . . .

Still ist es hier, friedlich und weltvergessen
Drängen die Häuschen sich im kleinen Neste,
Der Erde Lärm verstummt, nur hin und wieder
Ertönt das Schiffshorn durch die tiefe Stille.

Ueber den Weg, wo rote Rosen ranken,
Huscht die Lazerte in das Grün der Reben,
Guckt aus zwei schwarzen Aeuglein in die Sonne,
Schläft dann wie Gandria — das Sonnenmärchen.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

13

13. Kapitel.

Abends folgte Lothar der Einladung.

In einer Stube, die wegen des beschränkten Raumes oder wegen Zeitmangel nicht in sonderlich guter Ordnung war, begrüßte ihn Frau Gauch, wie ihm schien, fast unfreundlich.

Fischlin war schon zugegen. Die ockergelbe Brieftasche lag auf dem Tische. Der Gemeindeschreiber entnahm ihr ein Päckchen Briefe, um an Hand dieser Schriften darzutun, wie mannigfach und vielfältig er schon Jungmännern und Familienvätern unter die unselbständigen Arme gegriffen. Sein Gerede verhallte ohne viel Beachtung. Die Zuhörer waren mit eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt.

Lothar saß Frau Gauch gegenüber. Zum ersten Male hatte er Gelegenheit, das Antlitz der Frau zu ergründen. Aber es war nicht leicht, daraus klug zu werden. Sie mußte einst eine Schönheit gewesen sein. Nun hatte ihr Gesicht das Ebenmäßige verloren. Die Wangen sahen frostig aus, der Mund war verbittert schmal und die rundliche Nase belebt von einem zarten Rosahauch, der die blassen Lippen beschämte. Unschwer war zu erkennen, daß sie, wie Fischlin, einer trinkfrohen Passion huldigte.

Ihr Blick aber war von einer solch durchdringenden Schärfe, daß man ihm gerne auswich, wenn er starr, Herz und Nieren erforschend, den Mitmenschen durchbohrte.

Sie gab den Vorschlägen Fischlins, der den Refrain von der Notwendigkeit der Heimindustrie bis zum Ueberdruß wiederholte, ihre Zustimmung, aber jedesmal schloß sie ihre knappen Aeußerungen mit einer spöttischen Bemerkung, die die allgemeine Verderbtheit der Welt geißelte. Dann sah man ihren Zügen an, wie Leidenschaft oder Gram oder Sorgen ihr Wesen verbittert hatten.

Frau Gauch rief nach ihrer Tochter, sie möchte Wein bringen. Ruth erschien kurz darauf, stellte einen geblümten Steingutteller mit drei Gläsern und eine Flasche Rotwein auf den Tisch und wollte sich wieder entfernen.

„So grüß doch auch", schalt die Mutter.

„Ich habe die Herren schon begrüßt", entgegnete die Tochter.

„So schenk ein", befahl die Mutter, „aber nicht neben die Gläser. So junge Dinger haben die Augen meist neben die Hauptsache gerichtet."

Ruth wurde verlegen. Sie schupfte als Antwort mißmutig die Achseln und schenkte ein, ohne einen Tropfen auf das bunte, leinene Tischtuch zu verschütten, das freilich in seiner Abgenutztheit durch einen Flecken mehr oder weniger keine Einbuße erlitten hätte.

Schweigend hatten alle zugesehen. Nun das Werk tadellos erledigt war, richtete sich Ruth auf und sah mit selbstgefälligen Blicken auf die Tafelrunde. Den Lehrer traf der Blick wie eine Erlösung. Er hätte mit dem Mädchen gelitten, wenn es ungeschickt gewesen und von der Mutter gerügt worden wäre.

So hob er denn, als man im Kreise angestoßen hatte,

das Glas zu Ruth und sagte: „Auf Ihr Wohl, Fräulein, Sie haben eine sichere Hand."

Das Mädchen sah ihn lächelnd an. Er glaubte aus ihren großen, glänzenden Augen mehr als Dankbarkeit für dieses Lob zu lesen. Er war beglückt. Das Zimmer mit dem überstellten Altväterhausrat und dem Kleinkram von Nippsachen erschien ihm nun behaglicher. Er fühlte sich heimischer als im Prunkraum der Villa. So ein beschaulich kleines Gemach, sonnbelebt von einer Frau wie Ruth, mit dem geschickten Tun und dem hübschen Gehaben, müßte allen lauten Krach und alle heimlichen Intrigen vergessen lassen. Was scherte sich so ein glücklicher Ehemann um die Nörgeleien der Gemeinde, um die Mühsale des Berufes, um die politischen und wirtschaftlichen Vorurteile, die das Gezänke der Parteien entfesselten und gar oft die Familie selbst zersplitterten! Man müßte aus dem Getrommel und Getriebe des Alltags heimkehren, zum geliebten Weibe ins behagliche Heim, als besuchte man ein Himmelreich.

Frau Gauch hatte einen tiefen Schluck getan. Der Wein milderte offensichtlich ihre boshafte Laune. Sie scherzte: „Aber im richtigen Momente wird Ruth die Hauptsache vergaffen."

„Ein Lehrer wäre nicht die übelste Partie", bemerkte unverfroren der Gemeindeschreiber und zwang sich zu einem aufgeräumten Wesen. Ruth und Lothar erröteten. Aber Fischlin ließ das Thema nicht fallen und schilderte, wie sich die Verhältnisse auch für einen Lehrer gegenüber früher gebessert hätten. Man gestatte den Lehrern auch politisch ein freies Wort; in manchen Gemeinden würden sie in den Rat gewählt; sie würden in Kommissionen ernannt und könnten dermaßen ihr Salär erhöhen.

„Fabrikanten werden", warf Frau Gauch ein.

Lothar wurde unruhig. Er sah sich von Verschwörung umgarnt. Das spitzte unverhohlen auf ihn. Er mußte sich verteidigen und sagte: „Ich danke, mein Beruf bietet mir Arbeit genug und auch volle Befriedigung."

„Sehr schön", rief Fischlin und sträubte seinen Kamm wie ein Kampfhahn. „Ich glaube, Sie besitzen eher zu viel Menschlichkeit als zu wenig. Ein Kapitalist muß hinter der Maske von Nächstenliebe jede Gewinnsucht verbergen können."

„Man muß den Reichtum nicht immer als Schlechtigkeit auslegen", widersprach Frau Gauch. „Das eine haben die Reichen jedenfalls vor uns voraus. Sie nehmen die Welt, wie sie wirklich ist. Geld regiert und wiederum Geld. Ohne Rücksichtslosigkeit erreicht man nichts. Ich beobachte es an Leuten, wenn sie in den Laden kommen und einkaufen. Die armen Schlucker stehlen sich meist nur so herein und sind gleich verlegen, wenn wir ihnen nur ein bißchen resolut gegenüberstehen. Sie nehmen alsdann die Sachen in Empfang, die wir ihnen anpreisen und darbieten. Die andern aber, die im Besitz eines gespickten Beutels sind, wählen aus, benörgeln, tadeln, verwerfen. Wir, die Verkäufer und die Waren, müssen ihnen dienen; wir sind ihnen nur die Lieferanten für ihre Wünsche, wie ihnen die Arbeiter die Lieferanten sind für ihr Geld."

„Nun stellen wir die Pumpe einmal entgegengesetzt an", prahlte eifrig der Sekretarius. „Wir pumpen von den Reichen zurück zu den Arbeitern. Die Industrie, die ein Privilegium der Kapitalisten, der Aktionäre gewesen ist, soll nun auch die Milchkuh der Arbeiter werden, ergo Heimindustrie."

Frau Gauch lächelte. Sie verzog dabei den Mund so wissend schief und schmal, daß unverkennbar war, wie sehr sie die Rede des Sekretarius und ihn selbst verachte. Das fühlte auch der Mann selbst heraus. Er fragte hart: „Was meinen Sie denn?"

„Ich meine, es muß auch hier einer an der Spitze stehen, der so rücksichtslos oder meinetwegen so geschäftstüchtig ist, daß er die Leute an die Pumpe bringt, wo sie einfach schwitzen und schaffen und sich opfern, bis ein mächtiger Strahl rückwärts spritzt. Aber es kommt nicht so sehr auf die Pumpe an, als auf die Pumper und auf den, der das Kommando führt."

„Ich kommandiere", rief Fischlin und leerte energisch das dritte Glas.

„Glauben Sie, Herr Lehrer, daß Fischlin die geeignete Persönlichkeit ist?" fragte Frau Gauch mit rücksichtslosem Spott.

Lothar fuhr erschreckt auf. Er hatte der Unterredung der beiden nur mit halbem Ohr gelauscht. Er sah Ruth zu, die seitwärts auf dem Sofa saß und an einer Stickerei arbeitete. Er bewunderte ihre Geschicklichkeit. Tief über die Arbeit geneigt, fügte sie mit zierlich gewandtem Spiel ihrer schlanken Hände Stich an Stich und ließ auf dem weißen Linnen eine rote, exotische Blume entstehen.

Auf die Frage der Frau, die ihn aus träumenden Wolken riß, gab er ohne langes Besinnen den Bescheid: „Ja, ich glaube, Herr Fischlin kann es."

„Ich danke für das Zutrauen", triumphierte Fischlin. „Das ist eine Unterstützung, die mir wertvoller ist als Geld!"

Die Frau sah mitleidig auf den Gemeindeschreiber und äußerte: „Herr Fischlin hat immer noch zwei Seelen in der Brust, eine, die von unerreichbaren Dingen träumt, und die andere, die sich wegen Nichtigkeiten zu Tode ärgern kann. Ich will Ihnen sagen, wir zwei sind zu alt, um die Pumpe, wie Sie das nennen, umzustellen. Da ist für uns keine Hoffnung mehr. Ein Geschäftsmann und ein Financier wird man in jungen Jahren, man ist es eigentlich von Kindsbeinen auf, man hat das mit in die Wiege bekommen oder man hat es nicht. Wir beide sind dazu nicht geboren."

„Wer ist es denn?" fragte Fischlin gereizt. Es lauerte in seinen Augen die irre Glut, die Lothar von jenem Bekenntnisabend her kannte. Er lachte bös und erteilte selbst die Antwort: „Ha, wer Villen und Fabriken und Autos und reiche Töchter und freche Buben hat."

Ruth sah auf. Ihr Gesicht verriet Angst. Sie fürchtete, Fischlin würde in seine berüchtigte Wut geraten.

Lothar fing ihren Blick auf, hatte die Empfindung, er müsse sie beschützen, und bemerkte: „Das Glück hängt nicht von Aeußerlichkeiten ab."

„Wovon meint denn der Herr Lehrer?" fragte die Frau scharf lauernd.

„Von einem rechtschaffenen Leben", entgegnete Lothar fröhlich aufgeräumt, um eine andere Stimmung in den Kreis zu bringen. „Das Leben will von jedermann durchgekämpft sein. Das Geld hat nicht Selbstzweck, es ist nur Mittel zum Zweck. Es kann manche Wünsche erfüllen, aber ob gerade

diese erfüllten Wünsche die innere Befriedigung schenken, ist zu bezweifeln."

„Also doch Zweifel", unterbrach die Frau seine jugendlichen Belehrungen. „Wenn Sie solche Gedanken von der Minderwertigkeit des Geldes im Kampfe ums Dasein hegen, muß ich ernsthaft bezweifeln, ob Sie der Mann sind, der mithelfen kann, eine Industrie begründen, wäre es auch nur eine Hausindustrie. Sie sind ein Schwärmer!"

„Mutter", mahnte Ruth begütigend.

„Schwatze nicht drein, Mädchen", herrschte die Mutter. „Der Herr Waldauer muß doch erkennen, aus welchem Holze die Kompagnons des neuen Geschäftes sind. Sie müssen wissen, Herr Lehrer, ich habe soviel Falschheit und Schlechtigkeit erfahren, daß ich da nicht mehr blindlings in einer Sache mitmache. Ich führe ein deutliches Wort, und ich möchte von den Männern wünschen, daß sie ebenso handeln. Wenn wir uns zum Beispiel mit unserer Hausindustrie nicht tüchtig ins Geschirr legen, eine stramme Organisation schaffen, für gute und pünktliche Arbeit besorgt sind und eine prompte Ablieferung befolgen, machen wir uns lächerlich, und das Unternehmen geht bombensicher futsch. Wir arbeiten höchstens jenen in die Hände, die einen geschäftstüchtigen und routinierten Mann an der Spitze haben."

Das Gasthaus von Oberwald bei Burgdorf mit seinen eigenartigen Malereien.
(Zum Aufsatz „Die Malereien am Gasthaus in Oberwald".)

„Einen ruinierenden Mann", ergänzte Fischlin, hob das Glas zum Munde und warf einen lodernden Blick auf Frau Gauch.

Sie krauste finster die Brauen: „Sorgen wir, daß er uns nicht ruiniert. Er hätte ja eigentlich das gleiche Recht mit uns so zu verfahren, wie wir's mit ihm und seiner Fabrik beabsichtigen."

Lothar horchte auf. Er wollte in diesen Worten die Vermutung bestätigt finden, daß man eben nicht allein um den Armen zu helfen, diese Hausindustrie einführe, sondern um eine persönliche Rache zu befriedigen.

Fischlin bekundete es ungeschminkt: „Wir berühren mit unserer Industrie den Lebensnerv der Fabrik. —"

Lothar wollte einwenden, daß er im neuen Unternehmen wohl mithelfen, aber nicht gegen Hollmann arbeiten werde, als Frau Gauch energisch einwarf: „Es ist ein Risiko, was wir unternehmen. Ich kann dabei mein bisheriges Geschäft nicht im Stiche lassen, das übrigens miserabel genug läuft. Nichts als auf Kredit liefern, sogar die Nahrungsmittel, weil die Leute kein Geld haben, um zu bezahlen. Und wenn man nicht gibt, so verliert man die Kunden und zuweilen tun sie einem in ihrem schrecklichen Elend auch leid."

„Halt", rief Fischlin, „das wird nun auch für Sie anders. Die armen Leute erhalten mit der Strohindustrie Verdienst; sie liefern die fertigen Arbeiten im Magazin hier ab und vorweg wird verrechnet, was sie Ihnen schulden."

Frau Gauch lachte bitter: „Dann bin ich bald im ganzen Dorf verschrien. Die Leute wollen für ihre Arbeit Geld empfangen, bares Geld, sonst arbeiten sie nicht mehr oder so flüchtig, daß sie uns das Rohmaterial verderben. Ein Krämer auf dem Lande hat es schlimmer als ein Bankier. Der erhält für sein geliehenes Geld auch die Zinsen, und laufen die nicht pünktlich ein, so droht er mit Betreibung; aber wir Kaufleute sind in den meisten Fällen hilflos, da wir solange zuwarten, bis nichts mehr zu holen ist, und wir vielleicht auch zuviel Nächstenliebe haben, die uns hindert, mit Gewaltmitteln den armen Bruder Mensch auf die Gasse zu werfen."

„Wie es Wilhelm Dazzon ergangen ist", fauchte Fischlin.

Lothar aber blickte bewundernd auf die Frau, die offen und ehrlich die mißlichen Zustände des Dorfes bloßlegte und um die Mittel einer radikalen Kur nicht verlegen war.

Er stimmte laut der klugen Frau zu und unterstützte ihren Antrag auf eine straffe Organisation und eine entschlossene Führung. Der junge Lehrer ereiferte sich dabei mit dem ganzen Feuer seiner helfenden Unternehmungslust. Hatte er am Vorabend in der Villa keinen Ansatz zu einem unterhaltsamen Gespräch gefunden, so sprudelte es nun in einer Weise aus Kopf und Herz, als entrollte er in der Schule vor den Kindern einen wohlvorbereiteten Stoff.

Frau Gauch verschränkte die Arme, lehnte in den Stuhl zurück und hörte dem Eifrigen mit sichtlichem Interesse zu. In ihren Augen glitzerte dabei ein rätselhafter Glanz wie aus Sternen in der Winternacht. Niemand ahnte im Dorf, daß der Rauhreif über ihr Leben hereinbrechen wollte, denn ihr Geschäft war dem Zusammenbruch nahe. Valutaspekulation während des Krieges und heimliche Machenschaften hatten den Niedergang verursacht.

Fischlin tat es in der Haltung der Frau gleich, nur daß seine Augen zwischen den gekniffenen Lidern lauernd forschten, mehr auf die Frau gerichtet, als auf den überschwänglichen Redner. Er kannte die drückenden Bankschulden der Frau, er wußte um ihre verzweifelte Geschäftslage, denn mit seinem angeborenen Spähersinn hatte er vieles mählich

Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. Im Opernstil der Rokokozeit.

ergründet. Er war nach dem Fall der Johanna, trotzdem Sie ihm nichts vergab, ihr Freund gewesen, ein Freund freilich, den man in Laune duldet, wie eine Katze, die, selbst wenn sie vertrieben wird, immer wieder dasselbe Heim besucht. Die alte Liebe war bei ihm nicht auszutilgen. Je einsamer die Frau wurde, durch die Schulden in ihrem gewohnten Leben allseits bedrängt, desto mehr steigerten sich seine Gefühle, desto eifriger suchte er ihr zu helfen, ohne daß er sich mit einer direkten Hilfe aufdrängen wollte, denn die hätte sie stolz und unnahbar abgelehnt. Er hoffte mit der Heimindustrie auch ihr Rettung zu bringen. Wenn diese Hilfe nur nicht zu spät kam. Das war es vor allem, was er aus ihrem Antlitz zu ergründen suchte.

Ruth hatte ihre Arbeit in den Schoß fallen lassen. Ihre Hände ruhten darauf, aber um so lebhafter hingen ihre Blicke am beredten Munde des Lehrers.

Nochmals kam ein Gespräch eifrig in Fluß. Frau Gauch ordnete entschlußsicher an, der Lehrer müsse eine Art Präsidium übernehmen, um bei den Leuten mit Nachdruck auf gute Arbeit zu halten und ungenügende Leistungen unbarmherzig zurückzuweisen. Der Gemeindeschreiber, obgleich ein bißchen in seinem Ehrgeiz verletzt, pflichtete bei, um so mehr, als die eigentliche Führung in den Händen von Frau Gauch und seinen eigenen liegen sollte. Er wollte die Kassa führen und Frau Gauch übernahm das Depot des Materials und der fertigen Waren.

Lehrer Lothars Kopf glühte von Energie und Sicherheit. Er wollte das Geschäft zur Blüte bringen. Mit dem gleichen Schneid und Schwung wollte er es anfassen wie die Schule. (Fortsetzung folgt.)

Die Malereien am Gasthaus in Oberwald.

Eine liebevolle Erneuerung. (Aus dem „Heimatschutz“ Dezemberheft 1935.)

Dem Vorstand der Heimatschutzvereinigung von Burgdorf wurde im Herbst 1933 bekannt, daß sich an der Fassade des Gasthauses in Oberwald bei Dürrenroth beachtenswerte Malereien befänden, die, weil durch Wind und Wetter arg mitgenommen, überstrichen werden sollten. Der Heimatschutz nahm sich rasch der Sache an; ein Augenschein überzeugte uns, daß wir die Malereien vor dem Untergang zu retten hatten. Wir fanden in unserem Bestreben bei den derzeitigen Wirtsleuten gute Aufnahme und konnten sie für eine Renovation gewinnen.

Wo ist Oberwald? Von der Station Dürrenroth hat der Wanderer eine starke Stunde dem Dorfbache nach südwärts zu marschieren und gelangt so durch eine stille Landschaft und einen schönen Tannenwald aufwärts auf die Höhe, die einen ausgedehnten Rundblick auf die nahen und fernen Berge gewährt. Vor uns weitet sich das Tal der Wyßachen, und in der Ferne links liegt Eriswil. Oberwald findet sich nicht im geographischen Lexikon und auch nicht auf der Karte 1:100,000. Auf dieser Karte heißt die Gegend „Wißli“; es ist eine stille, heimelige Stätte, wo ein müdes Herz und ein müder Kopf Ruhe fänden. Langenthal hat hier ein Ferienheim für Kinder eingerichtet.

Hier also, ganz abseits und einsam liegt das heimelige Landgasthaus Oberwald. Nach seiner Bauweise zu schließen, war es ursprünglich ein Bauernhaus mit der Berner-Ründe, die hier über und über bemalt ist, und schönen Bügen, die im Verein mit dem Rundbogen dem ganzen Hause etwas Sonntägliches verleihen.

Bemalungen des runden Giebelfeldes sind ja im Kanton Bern nicht besonders selten, und wir begegnen den verschiedensten Motiven. Bei den ländlichen Bauten treffen wir aus verschiedenen Gründen nicht die künstlerische Höhe in der Bemalung an, wie dies beispielsweise am Haus „zum Ritter“ in Schaffhausen oder am Haus der Schmid von Schwarzenhorn in Stein am Rhein und vielen andern Häusern dieses reizenden Städtchens der Fall ist. Wir müssen bei den ländlichen Malereien meist über eine gewisse Steifheit in der Formgebung und Komposition hinwegschauen können und uns darüber freuen, daß es sich um urgesunde, gut handwerkliche Kunst handelt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, gewinnt die Malerei in Oberwald wegen ihrer Eigenart unser ganz besonderes Interesse.

Sie setzt sich zusammen aus einer Reihe von Einzelbildern von großer Vollkommenheit, die aber unter sich nur in sehr losem oder gar keinem Zusammenhang stehen. Es finden sich rein architektonische Ziermotive neben Elementen, die der katholischen Anschauung eigentümlich sind; andere Motive sind der Schöpfungsgeschichte entnommen, und wieder andere erinnern auf den ersten Blick an die Stiche aus dem 18. Jahrhundert mit ihren sonderbar belebten Landschaften. Die Verschalung des Rundbogens stellt den Himmel mit Sternen dar, belebt durch das Reich merkwürdiger Vögel, Reiher oder Störche und Tauben. Die